

DOKUMENTE DER ZEIT

Brief eines Illegalen

Waren Sie jemals gezwungen, sich illegal in einem Land aufzuhalten? Ich weiss, diese Frage ist dumm. Sie sind ja ein anständiger Mensch, ein braver Eidgenosse, der seine Bürgerpflicht erfüllt und in Frieden lebt mit sich selbst und der Obrigkeit. Früher war Ihr guter Schweizerpass ein «Sesam öffne dich» für alle Tore, und heute, wenn selbst Ihr Schweizerpass nicht mehr Wunder wirken kann, heute ziehen Sie sich eben in Ihr Häuschen zurück und warten, bis sich das schreckliche Ungewitter draussen gelegt hat. Auch wenn der Sturm währenddessen eine Schindel von Ihrem Dache legt oder eine Scheibe knickt, so nehmen Sie das weiter nicht übel, solange nur die soliden Mauern Ihres Hauses den Unbilden draussen standhalten. Nein, nein, Ihnen ist der Begriff der Illegalität vollkommen fremd.

Auch ich bemühte mich stets, ein «anständiger» Mensch zu sein, doch beging ich die Unvorsichtigkeit, statt in der Schweiz in einem Nachbarland geboren zu werden. Mein Land, dem ich ein treuer Bürger war, wusste mir aber dafür keinen Dank, sondern jagte mich über Nacht aus seinem Gebiet. Zusammen mit vielen andern Leidensgenossen musste ich bei Euch Zuflucht suchen. Hier wurden wir geduldet, wenn auch nicht als erwünscht angesehen. Dieser Zustand war zwar bedrückend, durch die Umstände jedoch gerechtfertigt.

Da geschah es eines Tages, dass ich gegen eine der fremdenpolizeilichen Verfügungen versties, die wie Stacheldraht oder Minen unsere schmalen Pfade von Euren breiten Wegen trennen. Vermuten Sie bitte nicht, ich hätte mir eine kriminelle Tat zuschulden kommen lassen. Nein, das Gesetz, das ich übertrat, gilt nur für Emigranten, und ich kollidierte damit aus nachweisbar nicht unehrenhaften Motiven. Da aber nicht die Motive zählen, sondern die polizeilichen Bestimmungen, erwuchs daraus für mich die Gefahr der Ausweisung oder mit andern Worten: der Todesstrafe. Ich musste mich dieser Bedrohung entziehen und konnte nicht anders, als durch Flucht aus der Stadt meines bisherigen Aufenthaltes den Versuch zu wagen, fortan an andern Orten «schwarz» Unterschlupf zu finden. So glitt ich in die Illegalität, der Hölle auf Erden...

Illegalität

Wieviel Leiden und Schrecknisse dieser Begriff in sich birgt, wird ewig demjenigen unfassbar bleiben, der nicht selbst das Unglück hatte, einst in gleicher Situation gelebt zu haben. Der Illegale erhält das Gefühl, als wäre er durch die Maschen des aus Gesetzen gewobenen Netzes gefallen, das die menschliche Gesellschaft zusammenhält und schwebt allein im luftleeren Raum. Am furchtbarsten aber ist die Angst. Die Angst vor der Denunzierung; vor dem Entdecktwerden; vor allem möglichen Eingebildeten. Die Angst erfüllt die Seele, befällt den Körper wie ein Fieber, wird ein Bestandteil des Blutes...

In der ersten Zeit artete bei mir diese Angst in einen veritablen Verfolgungswahn aus. Sah mich jemand an, einen Bruchteil länger als sonst, klopfte mir das Herz bis zum Hals; hatte ein Passant auf der Strasse zufällig mit mir ein längeres Stück des gleichen Weges, schon wurde er für mich zum Hässcher, der mich verfolgte. Um solchen imaginären Verfolgungen zu entinnen, tat ich die absonderlichsten Dinge. So sprang ich oft plötzlich auf fahrende Tramwagen. Oder ich suchte nach einem vorbereiteten Plan mir bekannte Durchgangshäuser auf, in die ich harmlos tuend eintrat, um dann durch den Flur im Galopp die andere Strasse zu gewinnen. Auch heute noch, nach langer Zeit, erfolgt das Verlassen oder Aufsuchen

Zum Nachdenken

«... Dann eine weitere Frage, die jetzt immer mehr in jedermanns Mund ist und von der man in letzter Zeit sehr viel gelesen hat: die Beteiligung der Arbeiter an der Leitung des Geschäfts und an dem Gewinn der Geschäfte. Diese Frage ist nach unserem Erachten jedenfalls von einer künftigen Regierung zu prüfen...»

Regierungspräsident Dr. G. Keller
im Zürcher Kantonsrat
am 11. November 1918.

meines jeweiligen Wohnortes erst nach sorgfältigster Prüfung der Situation. Hinter jedem Objekt lauert für uns die Gefahr, daher muss jeder Schritt, jede kleinste Tätigkeit wegen ihrer eventuellen Konsequenzen peinlichst erwogen und durchdacht werden. Eine Tramfahrt wird zur Weltreise, ein Kaffeehausbesuch zum Wagnis. Besuch eines Kinos: Niemals darf Platz genommen werden, ohne vorher die Gesichter seiner eventuellen Sitznachbarn einer psychologischen Prüfung zu unterziehen. Menschen, die aussehen, als könnten sie während der Vorführung der Wo-



chenschauen ihren politischen Sympathien oder Antipathien laut Ausdruck geben, scheiden als Nachbarn sofort aus. Zu gross wäre das Risiko, als Teilnehmer oder selbst nur als Zeuge einer politischen Demonstration angesehen zu werden.

Das leidvollste Problem bildet, neben der Beschaffung der notwendigen Rationierungskarten, die Wohnungsfrage. Der Durchschnittsbürger scheidet im allgemeinen als Wohnungsgeber aus. Zumeist vermag er unsere Situation nicht zu begreifen und begegnet uns mit tiefstem Misstrauen. Man muss von Glück reden, wenn nach

einem vergeblichen Versuch, ein Zimmer zu mieten, nicht die Anzeige erfolgt. Als Obdachgeber kommen daher für uns einerseits nur Menschen von vornehmer, hochherzigem Charakter in Betracht, die bereit sind, uns aus humanen Gründen aufzunehmen, oder andererseits gemeine Kreaturen, denen es für gutes Geld nichts ausmacht, die Meldevorschriften zu missachten. Den Bessern unter uns widerstrebt es aber gerade, die Guten und Hochherzigen mit unserer Anwesenheit zu belasten und sie der Gefahr einer «Komplicenschaft» auszusetzen. Somit verbleiben gewöhnlich als Wohnungsgeber nur die kleinen, obskuren Pensionen oder privaten Vermieter, die einen guten Ruf nicht mehr verlieren können. Sei es im Osten, Westen oder Süden des Landes, überall gibt es diese kleinen Pensionen, in denen man für teures Geld sehr schlecht aber «ungestört» wohnen kann. Aber gerade mit der «Ungestörtheit» ist es am schlechtesten bestellt; denn die Zimmernachbarn sind alles andere, als verträgliche, anständige Menschen. Zumeist sind sie lichtscheues Gesindel, Erpresser und dergleichen. Wieviel übermenschliche Langmut, Diplomatie und Energie musste ich bis heute aufwenden, um aus solcher Nachbarschaft mit heller Haut oder vielmehr mit bloss geschundener Haut davonzukommen. Wieviel finanzielle oder moralische Erpressungen wurden an mir versucht; in wieviel unmögliche Situationen wurde ich hineingezerzt. Deren blosse Andeutung würde den Rahmen dieses Briefes sprengen. Zudem kennt die Polizei in den häufigsten Fällen diese Stätten «ungestörten Aufenthaltes» und beehrt sie öfters mit ihrem Besuch, um nach alten Bekannten zu suchen. Daher heisst es stets auf dem Sprung zu sein, denn in jedem Augenblick könnte sich der Zwang ergeben, die Wohnung plötzlich wechseln zu müssen. Ich kann guten Gewissens behaupten, dass ich bereits vier Jahre lang — so lange schon währt mein Märtyrium — nicht mehr richtig geschlafen habe. Immer blieb es beim Halbschlaf, aus dem ich bei jedem Geräusch, bei jedem lauten Schritt sofort aufschreckte mit der bangen

Suche

*Vielleicht ist's wahr,
Dass ich seit Jahrmillionen
Umherirr', Dich mit allen Fasern suche
Und nirgends find' —
Auch nicht im Traum der Nächte —
Als ob ein hassender Dämon mir fluche.*

*Vielleicht ist's wahr,
Dass ich statt Held als Bettler
Einherzieh', müde, hungrig und verlassen —
Im Rinnstein wühl'
Nach meinem eig'nen Herzen,
Das ich verlor in freudlosen Gassen.*

*Vielleicht ist's wahr,
Dass ich mit toten Augen
Aufs Lichtermeer der Seligkeiten starre —
Und überall
Die Türen zornig öffne
Als wüsst' ich, dass Erfüllung meiner harre.*

*Vielleicht ist's wahr,
Dass ich, im Duster wandelnd,
Oft forschend durch die Aecker Gottes gehe —
Und still verharr',
Als müsst' ich Ausschau halten:
Ob nicht auf einem Stein «Erlösung» stehe.*

Jost Bern

Frage: Ist das eine Polizistenstimme, ist das ein Polizistenschritt...? Während diesen Jahren musste ich zu unzähligen Malen meine Wohnung innerhalb weniger Minuten räumen. Häufig bezog ich ein neues Zimmer mit dem allein, was ich auf dem Leibe hatte, denn es dauerte manchmal Wochen, bis «die Luft rein war», um meine Habseligkeiten aus der verlassenen Wohnung abholen zu können.

Nicht nur die Wohnungen, auch die Städte «verbrauchen» sich. Nach einer gewissen Zeit weitet sich der Kreis der Bekannten zu stark aus, und es ergibt sich die Notwendigkeit, das Domizil in eine andere Stadt zu verlegen. In letzter Zeit ist so eine «strategische Umgruppierung» fast nicht mehr möglich, da auf den Hauptverkehrslinien strenge Schriftenkontrolle ausgeübt wird. Die Wahl der Stadt ist ebenfalls ein schwierig zu lösendes Problem. Ich persönlich meide die Grossstadt. Wohl ist es dort viel leichter, in der Masse unterzutauchen, in gleicher Proportion steigen jedoch andere Gefahren, insbesondere die Gefahr des Zufalls. An der Tücke des Objekts ist schon mancher Illegale zerschellt. Günstige Plätze sind Kurorte während der Saison. Bei korrektem Auftreten wird man als Kurgast angesehen und ungeschoren bleiben. In einem bekannten Kurort erlebte ich, dass mich dessen Polizeichef, ein im privaten Verkehr entzückender Mensch, im Dienst jedoch von berichtigter Strenge, monatelang mit ausgewählter Höflichkeit bei jeder Begegnung begrüßte, da er in mir anscheinend einen Bekannten wählte. Sooft mir auch so eine Begegnung einen Chock versetzte, so erfüllte mich das Grosstes der Situation nachher mit Heiterkeit.

Der immerwährende Zwang, jeden begegnenden Menschen psychologisch einzuschätzen, jede Handlung nur mit Vorbedacht zu begehen, schärft die Sinne in ungeahnter Masse und erweckt fast heilseherische Eigenschaften. Man erwirbt die Fähigkeit, instinktmässig den Charakter des Nebenmenschen zu erkennen. Ich habe bereits zweimal in gefährlichen Situationen Polizeidetektive bloss an ihrer Art und ihrem Gebaren erkannt, und konnte durch «planmässiges Absetzen» einen jähen Abbruch meiner illegalen Karriere vorbeugen. Und das ist wohl der einzige Vorteil aus diesem elenden Leben: dass es einen das Urteilsvermögen schärft; dass es einen zum weisen, leidenschaftslosen «Aussenstehenden» macht.

So lebe ich denn vier Jahre. Nie während dieser Zeit habe ich gegen ein Gesetz — mit Ausnahme der Meldevorschrift — verstossen. Nie gegen die Verdunkelungsbestimmungen, nie gegen die Verkehrsvorschriften, nie gegen die kleinen und kleinsten Verfügungen, die Ihnen oft gar nicht zu Bewusstsein kommen; denn eine Missachtung, die Sie vielleicht auf 3 Franken Busse zu kosten käme, könnte mich vielleicht das Leben kosten. Oft überkommt mich der ironische Gedanke, dass ich eigentlich ein Musterbürger sei, einer, dem man die Ehrenbürgerschaft verleihen sollte; denn wer in der Schweiz hat noch so einen heillosen Respekt wie ich, selbst vor Aufdrucken wie etwa «Rauchen untersagt!», «Durchgang verboten!» oder «Türe schliessen!» usw.... Und doch... und doch jagt die Polizei hinter mir her. Ignotus.

Helvetisches Bestiarium



Der Ohrgrübler

ist ein geselliges und gefälliges Tier. Seine Devise lautet: Wohltun und mitzuteilen. Er hat Freude an schönen Blumen, besonders an Goldregen und Tausendgüldenkraut, aber auch an Blumen in menschlicher Gestalt, wie Figura zeigt. Er ist furchtsamer Natur und teilt seine Aengstlichkeit gern andern, besonders dem weiblichen Geschlecht, mit und macht da meistens um so nachhaltigeren Eindruck, als er den Frauen zart — wie er einmal ist — entgegenkommt. Auf diese Weise wäre es

ihm vor drei Jahren beinahe gelungen, das Evakuierungsproblem auch ohne vorhergehende feindliche Invasion zu lösen. Der Ohrgrübler redet nie von Politik, weil er sich absolut nicht drum kümmert; ihm ist es ausschliesslich um das Wohl seiner Mitbürger und vor allem der Mitbürgerinnen zu tun. Er liest nie Zeitungen, denn er weiss ohnehin alles besser. Der Ohrgrübler verfügt nämlich über untrügliche und goldlautere Informationsquellen.

«Besser Vieh als Knecht!»

Ein trauriger Gerichtsfall aus dem Bernbiet / Mittelalter im 20. Jahrhundert

Das ist die Geschichte des Knechtleins Otto Bichsel. Er sitzt heute als Kläger auf der Gerichtsbank, und neben ihm sitzen seine Meistersleute als Angeklagte: Die Bäuerin Frau Witwe Gfeller und der Bruder ihres verstorbenen Mannes, der in seiner Wohngemeinde als jähzorniger Mann bekannte Gody Gfeller. Dieser schaut mit bösen Augen im Gerichtszimmer herum, und er hat seine Gründe dazu. Er hat seinen Knecht, den armen, gebrechlichen und überaus gutmütigen Bichsel dermassen geschunden und geplagt, dass die Behörden den Peiniger von der Arbeit weg verhaften liessen und kurzerhand in Untersuchungshaft steckten, wo er nun anderthalb Monate über das erste und höchste Gebot Gottes nachdenken konnte. Was aber offensichtlich nicht viel gefruchtet hat, denn Gody Gfeller zeigt keinerlei Einsicht oder gar Reue. Er hat gar nicht das Gefühl, sein Knechtlein schlecht behandelt zu haben. Ja, er habe ihn schon einmal geboxt und auch einmal mit der Peitsche in seine Gichtbeine gezwickt, aber das sei nicht so schlimm gewesen. Der Bichsel sei halt jeweils einfach abgehockt, wenn er nicht mehr mochte. Das allerdings scheint sehr glaubhaft, wenn man vernimmt, dass Bichsel meistens vierzehn oder sechzehn Stunden arbeiten musste und von Nachbarnleuten oft nachts 11 und 12 Uhr noch auf dem Felde gesehen wurde, wo er dann manchmal vor Müdigkeit und Schwäche einfach zusammenbrach und die ganze Nacht liegen blieb. — Er habe ja immer das Haus offengelassen, meint der Gfeller-Gody gnädig...

Auch dass er dem Knecht erst zu essen gab, wenn diese und jene Arbeit getan sei, das findet er gar nicht absonderlich. Und Bichsel, den die Nachbarnleute sehr oft sahen, wie er in jeder Hand eine Sense als Krücke benützend, aufs Feld zur Arbeit humpelte, war abends jeweils so müde, dass er nicht mehr die Kraft hatte, die drei Meter Stiege in seine armselige Kammer hinaufzusteigen, und einfach unten liegen blieb.

«Habt Ihr denn das nie gesehen?» fragt der Richter den Gody.

Nein, da war der Gody jeweils eben bereits im Bett.

«Und habt Ihr dem Bichsel nie gesagt, er sei ein fauler Chaib?» fragt der Richter weiter.

Er habe mehr als einmal gesagt, er könne mehr arbeiten.

«Wir wollen aber die ganze Wahrheit wissen!» insistiert der Richter.

Der Gfeller-Gody ist aber nicht davon überzeugt, dass er einmal gesagt hat, Bichsel sei ein fauler Chaib, hingegen erinnert er sich, ihn geboxt und ihm mit der Peitsche über «d'Haxe zwickt z'ha».

Und ob es ihm nicht aufgefallen sei, dass der Bichsel schwach und gebrechlich war?

Doch schon, aber Bichsel habe nur immer über die Beine geklagt (weshalb er ihm wohl mit der Peitsche hin und wieder eins darüber zwickte).

Als aber dann schliesslich die Behörden von diesen Zuständen Kenntnis erhielten und der Landjäger den armen Bichsel in vollkommen erschöpftem Zustande, mit über und über zerrissenen Hosen und mit einem Hemd, das ihm in Fetzen vom Leib

hing, auf einem Fuhrwerk abholen und ins Armenhaus bringen musste, da rief der Gody Gfeller dem armen Bichsel noch zu: «Gäll Otti, du hesch dä bi us nüd z'chlage...? Worauf der gutmütige und verängstigte Bichsel zur Antwort gab: «Nei, nei...»

Die Untersuchung aber förderte dann die Wahrheit zutage. Der Landjäger, der auf eine Mitteilung des Regierungsstatthalteramtes Bern eine Untersuchung durchführte, erzählt, dass die Nachbarnleute diese Zustände schon lange beobachtet hätten, dass jedoch niemand einzuschreiten wagte aus Angst vor dem bösen Gody Gfeller. Ein Zeuge hatte sogar Angst, der Gody würde ihm das Haus anzünden, wenn er gegen ihn aufträte. Der Landjäger, der dann Bichsels Bude aufsuchte, musste feststellen, dass dort eine ungläubliche Unordnung herrschte. Die Kleider lagen dreckig und nass am Boden herum, und darüber breitete sich eine Schicht Staub und Dreck, die 4 bis 5 Zentimeter dick war! Kein ganzes Hemd und keine ganze Hose war vorhanden. Die Hudeln hätte man im Armenhaus grad verbrannt...

36 Jucherten hat das Heimet und 19 Stück Vieh.

«Hätte Bichsel diese Arbeit bewältigen können, wenn er ganz gesund gewesen wäre?» fragt der Richter.

Bei weitem nicht! Der Hof habe übrigens rentiert, meint der Landjäger, und Gfellers hätten wohl noch einen zweiten und dritten Knecht anstellen können. Ein Zeuge aus der Nachbarschaft, ein wahrer Bauer, ist der Ansicht, dass für dieses Heimet drei bis vier gesunde, starke Knechte nötig seien!

Es war also angenehmer, bei Gfellers ein Stück Vieh zu sein als ein Mensch?

Jawohl, so war es! Das Leben Bichsels war menschenunwürdig!

Und nun wirft Gerichtspräsident Dr. Trösch, der die Untersuchung mit viel menschlichem Verständnis und gerechter Strenge führt, dem Gody Gfeller die Mänschen des Gesetzes über den Kopf:

«Wenn es so weitergegangen wäre, dann wäre Bichsel infolge Ueberanstrengung eines Tages einfach tot liegengeblieben?»

Und Gfeller muss zugeben, dass die Arbeit für Bichsel «zuviel» war. Man habe ja gesehen, dass er gebrechlich sei.

Damit hat sich der Angeklagte hoffnungslos im Netz des Artikels 135 verfangen, der da heisst:

«Wer aus Selbstsucht oder Bosheit einen gebrechlichen Angestellten so überanstrengt, dass dessen Gesundheit eine Schädigung oder Gefährdung erleidet, wird mit Gefängnis oder Busse bestraft.»

Man wundert sich jetzt nur noch, was die Meistersfrau, die eigentlich in erster Linie verantwortlich wäre, dazu zu sagen hat. Und nun stellt sich zu allem Elend noch die Ungeheuerlichkeit heraus, dass der arme Bichsel für seine Schinderei und Schulterei während 22 Monaten nicht einen einzigen Rappen Lohn erhalten hat. Er hätte keinen verlangt, meint die Meistersfrau, und sie habe ihm dafür jeweils Tubak gekauft! Diesen Tubak, und überhaupt alles, was Bichsel brauchte, hat die Frau aber fein säuberlich in ein Büchlein (Fortsetzung nächste Seite.)



Gerichtspräsident Dr. Trösch bei der Einvernahme der Frau Gfeller. In den Händen hält er das Notizbuch der Bäuerin, die ihrem Knecht 22 Monate keinen Lohn gab, dafür aber jedes Päckli Tabak und sogar die «Schuhsalbe» aufschrieb.



Die zahlreichen Zeugen warten auf die Einvernahme.



Gody Gfeller bei der Einvernahme. Links (stehend) sein Verteidiger.



Der arme gebrechliche Knecht Otto Bichsel...
... und seine unmenschlichen Meistersleute auf der Anklagebank.

« Blüten im Staub »

Ein «Walliser Kinderheim» in USA. / Verblüffende Parallelen eines neuen amerikanischen Films



Das Schicksal schlägt die Heldin des Films (Greer Garson) hart. Kurz vor ihrer Hochzeit erschießt sich ihre Schwester, weil sie erfahren hat, dass sie ein uneheliches Kind ist und dadurch die Hochzeit hintertrieben wird. Edna (Greer Garson) heiratet dann und verlobt mit ihrem Mann Sam (Walter Pidgeon) einige glückliche Jahre, bis ihr an einem Weihnachtstag das einzige Kind durch einen Unfall entrisen wird. Kurze Zeit später verliert Sam seine Existenz und stirbt später an Ueberarbeitung und Sorge. Nun beginnt der Kampf einer grossen Frau, der bis in Einzelheiten an die aufopfernde Arbeit der Leiterin des Walliser Kinderheims in Sitten erinnert ...



Auch das hat Schwester Zingg im Wallis in ähnlicher Form erlebt: Komiteedamen sehen in der Existenz eines Heimes für uneheliche Kinder eine Gefährdung der Sittlichkeit und der Förderung des Lasters. Edna (Greer Garson) kämpft um ein neues Gesetz. Dass auf den Geburtsscheinen dieser Kinder der Vermerk «unehelich» nicht mehr angebracht wird. Man droht ihr, das Heim zu schliessen, wenn sie diesen Kampf nicht aufgibt ...

Es gibt seltsame Zufälle und Parallelen im Leben ...

Als uns der Direktor der Metro-Goldwyn-Mayer, kürzlich anlütete und uns zu einer Vorführung des neuen amerikanischen Filmes «Blüten im Staub» einlud, weil uns dieser Film «ganz besonders» interessieren werde, da ahnten wir nicht, in diesem Film bis in viele Einzelheiten eine Parallele zum Geschehen um das Walliser Kinderheim in Sitten zu finden.

Nur heisst hier die Heldin nicht Schwester Zingg, sondern Edna Gladney (Greer Garson), und das Heim befindet sich nicht im Wallis, sondern in Texas. Zudem ist auch die Geschichte des Films wahr. Die Frau, die hier ihr Leben für arme, verlassene Kinder aufopfert, lebt noch heute und hat einen ähnlichen, ja bis in viele Einzelheiten genau gleichen Kampf zu führen, wie Schwester Zingg im Wallis. Auch in Amerika gab es Leute, die in der Führung eines Heimes für uneheliche Kinder eine «Förderung des Lasters» erblickten und es bekämpften bis aufs Messer. Auch in Amerika half der Staat nichts, im Gegenteil. Auch da stellte man das Heim von einem Tag auf den andern auf die Strasse. Auch da fehlte es am Nötigsten.

Ein prächtiger, grosser Film! Sogar die Farben, gegen die man mit Recht miss-träuisch ist, sind diskret und nicht störend. Greer Garson, die Unvergleichliche, hat hier eine Rolle, die sich kaum mehr über-

treffen lässt. Man ist immer wieder über die vollendete Natürlichkeit und Wärme ihres Spiels erstaunt. Walter Pidgeon ist ihr würdiger Partner, und Felix Bressart, den man gerne wieder einmal sieht, ist der Träger einer ganz hervorragend gespielten Rolle eines Kinderarztes. Wenn man diesen Film gesehen hat, dann weiss man, was gemeint ist, wenn man von guten Filmen spricht! Filme, die nicht nur künstlerisch und technisch glänzend sind, sondern die auch veredelnd und erzieherisch auf die Menschheit wirken können. Da wird es einem wieder bewusst, welchen gewaltigen Einfluss der Film zur Förderung der Menschheit ausüben könnte. Die Filmindustrie ist eben nicht, wie uns einmal eine führende Persönlichkeit im Filmwesen erklärte, ein Teil der «Vergnügungs-industrie»! Sie ist weit mehr, und sie stellt ein Instrument dar, dessen sich der verantwortungsbewusste Staat zur Förderung des geistigen und moralischen Fortschritts mit weiser Umsicht bedienen müsste.

Die Handlung des Films, den wir unseren Lesern ganz besonders empfehlen möchten, ist kurz folgende:

Grosse Vorbereitungen werden im Jahre 1906 im Hause Kahley für die Doppelhochzeit von Edna Kahley (Greer Garson) und ihrer Freundin Charlotte (Marsha Hunt) getroffen. Edna kommt verärgert von der Bank zurück. Der Kassier, Sam Gladney

(Walter Pidgeon), ein junger Mann aus Texas, hat ihr einen Heiratsantrag gemacht. Edna meidet Sam, als er bei ihnen erscheint, und obschon er dazu noch ein ungeschickter Tänzer ist, interessiert er Edna doch. Als er nach Texas zurückgeht, um dort eine Mühle zu eröffnen, begleitet ihn Edna zum Zug. Nach drei Monaten kommt Sam zurück, um um Ednas Hand anzuhalten, die inzwischen ihre Verlobung mit dem Mann, den sie heiraten sollte, gelöst hat. Nun wird Edna Sam und Charlotte Allan Kents (William Henry) heiraten. Aber Allans schwatzhafte Mutter (Florence Bates) hat entdeckt, dass Charlotte ein uneheliches Kind war und versucht, die Hochzeit zu hintertreiben. Charlotte, ein sehr empfindsames Mädchen, wird von dieser Nachricht schwer getroffen. Während immer weiter über sie gesprochen wird, verübt sie Selbstmord.

Edna und Sam heiraten und siedeln nach Texas über. Sams Geschäft blüht auf. Bald weiss Edna, dass sie ein Kindchen haben wird. Bei der Frühgeburt behandelt sie Dr. Breslar (Felix Bressart), ein schröder aber gutmütiger Landarzt. Mit dem Kind sind Edna und Sam unendlich glücklich. Da wird es ihnen durch einen Unfall entrisen, und Edna, die weiss, dass sie kein zweites mehr haben können, sucht in der Gesellschaft Zerstreung. Eines Abends bringt ihr Dr. Breslar ein Kind ins Haus, weil dessen Mutter, eine Arbeiterin, erkrankt ist. Edna will das Kind nicht aufnehmen, bis Dr. Breslar ihr geradeheraus sagt, dass sie ihr Leben vergeudet. Nun beginnt Edna sich für die armen Kinder der Mühlenarbeiter zu interessieren. Mit Sams Hilfe eröffnet sie eine Krippe, wo die Kinder besseres Essen und Aufsicht haben, während ihre Mütter arbeiten. Die Krippe entwickelt sich sehr gut, aber Sams Geschäft bricht zusammen. Er verliert seine Mühle, will aber keinen Bankrott machen, sondern verpflichtet sich, jeden Cent zurückzuzahlen. Die Gladneys verlieren alles und gehen nach Forth Worth, um wieder von vorne anzufangen. Dort sammelt Sam langsam neue Mittel, und Edna setzt ihre Kinder-Wohlfahrtsarbeit fort. Sie ist erfüllt von dem Problem der unehelichen Kinder und ihren Tragödien, denn sie hat den Tod von Charlotte nicht vergessen. Bald steht das Texas Kinderheim unter ihrer Aufsicht. Dr. Breslar und Zeke, ein sie vergötternder Neger, helfen ihr. Edna gewinnt eine besondere Zuneigung zu Tony, einem kränklichen Kind, das auch im Heim aufgenommen wurde.

Edna verlangt, dass Leute, die Kinder adoptieren wollen, ganz genau geprüft

werden sollen. Sie sollen es als Glück für sich selbst empfinden, ein Kind adoptieren zu können, und es nicht nur als eine gute Tat dem Kinde gegenüber empfinden. So zieht sie sich die Ungnade der Gattin eines Regierungsbeamten, die ein Kind adoptieren will, zu. Sie wird vor den Regierungsrat gerufen, der ihr verbietet, das Heim weiterhin zu leiten. Aber Edna gibt nicht nach. Sie läuft von Haus zu Haus, um Mittel für ein neues Heim zu bekommen, und beginnt wieder von vorne. Unterdessen hat sie den kleinen Tony, der ein Krüppel ist, immer lieber gewonnen und will nicht, dass er jemals von ihr weggenommen wird.

Edna kommt von dem Gedanken nicht ab, dass das grösste Unrecht der Gesellschaft unehelichen Kindern gegenüber das Vorurteil ist, das sie ihnen entgegenbringt. Sie wendet sich an die gesetzgebende Behörde, und durch eine eindringliche Rede vor dem Parlament veranlasst sie, dass jedes uneheliche Kind durch die Adoption legitim wird. Nie wieder soll ein solcher Fall wie bei Charlotte sich wiederholen, weil von nun an aus keinem Papier eines adoptierten Kindes mehr ersichtlich sein wird, dass es unehelich geboren war.

Als Edna ihren grössten Sieg davonträgt, stirbt Sam. Sie findet in dem kleinen Tony, den sie jetzt Sam nennt, ihren einzigen Trost. Er ist jetzt durch ihre aufopfernde Pflege ein gesunder Knabe geworden und das einzige, was ihr zu lieben übriggeblieben ist. Sie will den Knaben adoptieren. Da erhält sie den Besuch eines Herrn Eldridge. Er hat kürzlich seinen Knaben verloren und fürchtet, dass seine Frau vor Schmerz den Verstand verlieren wird. Der kleine Sam gleicht seinem verstorbenen Söhnchen, und er bittet Edna, um seiner Frau willen, ihn das Kind adoptieren zu lassen. Edna weigert sich. Sie hat die Absicht, das Kinderheim aufzugeben und mit Sam allein zusammen zu leben.

Am Heiligen Abend will Edna gerade mit dem kleinen Sam fortgehen, als ihr ein armes, schwaches Kind gebracht wird. Nun fasst sie den Entschluss, den kleinen Sam zum Ehepaar Eldridge zu bringen, das vor Freude über den neu geschenkten Sohn weint. Dann geht sie hinaus in die Nacht. Sie vernimmt die Stimme ihres Gatten: «Du sollst es nie aufgeben, Edna, nie.»

Wir wünschen diesem überaus schönen und guten Film den grossen Erfolg, den er verdient. Vielleicht machen sich unsere

